Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1908

263 (9.11.1908) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 89

Visual Library

und manchen Zwietracht brachten die Pfeifen in die Häuser, wenn sich Mann und Frau darum stritten.

Hüte im Ballsaal. Die „Gesellschaftliche Frauenkorrespondenz" berichtet aus Newyork: Bei all den großen gesellschaftlichen Veranstaltungen werden hier Hüte getragen. Galt es in den letzten drei Jahren überhaupt nicht mehr für schick, in der Zeit, in der man im Wagen saß, Kopfschals zu den großen Toiletten zu tragen, so ist man jetzt auch davon abgekommen, in den Ballsälen andere Kopfzierden als die Hüte zu tragen. Die Feder im Haar bildete den Anfang dieser Neuerung, gewissermaßen den Uebergang. Blumen sieht man nur in den Flechten eines jungen Mädchens gern. Bänder, die man in den beiden letzten Jahren durch die Lockenpracht zog, sahen gewiß schön und poetisch aus, man war aber dadurch an eine bestimmte Art von Frisur gebunden. Der Hut allein vereinigt alle Vorzüge der Kopfbedeckung: er ist kleidsam, ja man kann behaupten, daß zu einem abgeschnittenen Kleide nichts so geschmackvoll wirkt wie ein fescher Hut. Beim Tanzen gibt der Hut der Dame die Haltung an und es wird keiner Dame mehr möglich sein, in gebückter oder schlechter Haltung zu tanzen. Allerdings muß man ihn entsprechend befestigen, damit er die Frisur nicht zerstöre. Zu diesem Zwecke wird man gut tun, die Frisur mit einem Bande zu versehen, durch das man dann die Nadeln steckt. In der ersten Zeit sträubte sich die Gesellschaft gegen die Hutmode im Ballsaal, man sah darin einen Auswuchs, der ein wenig an die Gepflogenheit der Halbwelt erinnerte. Aber nun ist die Mode doch siegreich geblieben und heutzutage tanzt man in der Fifth Avenue schon ganz selbstverständlich im Hut. Auch in Paris und London ist das Tragen des Ballhutes in einigen Kreisen etwas Selbstverständliches geworden; die meisten Damen haben sich geschworen, diese Mode nie mehr fallen zu lassen, sieht man doch nie so reizend aus wie in einem kleidsamen Hut.

Heines Arzt. Von einem Original, einem Arzt, der in den 40er Jahren in Paris berühmt war, erzählt Lucin Descaves im „Figaro". Es war der Dr. Gruby, ein geborener Ungar. Auch Heine war mit ihm befreundet. Als erster erkannte Gruby das Rückenmarkleiden, an dem der Dichter zugrunde gehen sollte. Als er zwölf Jahre später an das Krankenbett Heines gerufen wurde, hatte er die traurige Genugtuung, zu sehen, daß seine Voraussagung eingetroffen war. Um den Dichter über das Hoffnungslose seines Zustandes hinwegzutäuschen, fragte er: „Können Sie noch pfeifen?" „Ach Gott", meinte Heine, „nicht einmal auf das beste Stück von Scribe, lieber Doktor". Grubys Grobheit und seine oft komischen Kuren beschäftigten die Phantasie seiner Patienten. Einer Dame verordnete er: „Sie werden jeden Morgen bei einem Spaziergang in den Champs Elysées einen Apfel verzehren, und zwar die erste Hälfte auf dem Hinweg zum Rondell, den Rest nachher." Und einer anderen: „Sie werden fortan jede Nacht morgens von 2 bis 4 Uhr spazieren gehen." Alexandre Dumas fragte Gruby nach dem Grunde dieser drakonischen Maßregel. Der Mediziner erwiderte seelenruhig: „Ich habe kein anderes Mittel, sie dazu zu bringen, vor dem Dejeuner auszugehen." Einer gelähmten Klientin, die ihn, müde hingegossen auf eine Chaiselongue, empfing und ihm erklärte, sie könne nicht aufstehen, pflegte er nie zu raten: „Versuchen Sie es." Er zog ein Oelfläschchen hervor und verschüttete einige Tropfen auf den kostbaren Teppich oder auf die prachtvolle Tischdecke. Gewöhnlich hatte er dann auch den Erfolg, daß die „Gelähmte" hastig aufsprang, ihn am Arme ergriff und ihre Krankheit vergaß. Er nahm am siebziger Kriege als Arzt teil, verdiente sich ein Vermögen, gab aber das meiste für wohltätige Zwecke wieder aus, unterstützte Freunde und lebte selber sehr einfach. 1898, an einem kalten Novembermorgen, fand man ihn tot in seinem Zimmer, das jahrelang außer ihm kein menschliches Wesen betreten hatte.

Langer oder kurzer Schulweg? Das Bestreben unserer Schulhygieniker, und im Anschluß daran unserer Stadtverwaltungen, geht dahin, die Schulen so über den Bezirk zu verteilen, daß kurze Schulwege dabei herauskommen. Dafür sprechen nach den Blättern für „Volksgesundheitspflege" allerlei Gründe. Daß für ein schwächliches Kind ein kurzer Schulweg vorzuziehen ist, darüber wird man sich klar sein, aber auch für ein gesundes und kräftiges hat der längere Schulweg seine Nachteile. Es hat zunächst einmal mehr Zeit dazu nötig und, wenn es auch pünktlich geweckt wird, wird es doch stets hastiger sich anziehen, sich waschen, frühstücken, packen und gehen, als wenn es der Schule näher wohnte. Es wird auch bei sonst geregeltem Abgange vom Hause oft genug abgehetzt und ermüdet in die Schule kommen, und die Ermüdung durch den Schulweg wird erst recht — auch bei ruhigem Gehen — zum Ausdruck und zur Wirkung kommen, wenn das Kind nachmittags etwa noch einmal zur Schule oder in einen anderen Unterricht gehen muß, also die Geharbeit viermal zu leisten hat. Leider ist bei schlechtem Wetter ein langer Pflichtweg auch für den Abgehärteten unangenehmer als ein kurzer und infolge der Durchnässung des Schuhzeuges und der Kleider der Gesundheit direkt nachteilig. Schließlich kommt auch noch in Betracht, daß die Kinder auf einem langen Wege mehr abgelenkt und zum Bummeln verführt werden. Wenn hier auch eingewendet und bedingt zugegeben werden kann, daß streng erzogene Kinder nicht bummeln werden, so bleiben doch auch noch für den günstigsten Fall viele Gründe übrig, um den langen Schulweg als unvorteilhaft und unter Umständen sogar schädlich zu erklären.

Behörden gegen den Alkohol. Ein neues Mittel zur Bekämpfung der durch den Alkohol verursachten Schäden bieten die in den Werkstätten und Güterabfertigungsstellen einiger Eisenbahndirektionsbezirke neuerdings zugelassenen Bouillonkapsel-Automaten, die im Interesse der Angestellten der Eisenbahnverwaltungen vom 1. April 1909 an unentgeltlich gestattet werden sollen. Außerdem haben sich noch verschiedene dem Alkoholgenuß während des Dienstes entgegenwirkende Maßregeln bewährt, so z. B. die für Werkstätten und große Bahnhöfe beschafften Apparate zur Selterswasserherstellung und die Kaffeemaschinen. Der Verbrauch frischer Milch ist in steter Zunahme begriffen; auch werden die auf vielen Stationen verabreichten Kraftbrühe-, Kakao- und Teeportionen gern benutzt. Der Betrieb aller dieser Einrichtungen ist jetzt so geregelt, daß ihn überall da, wo er nicht in den Händen der Verwaltung liegt, Arbeitsgenossenschaften führen, die den sich ergebenden Gewinn zu Unterstützungszwecken verwenden.

Kleinigkeiten. Es kommt häufig vor, daß Gläser, Nägel oder spitze Steine auf der Straße liegen. Zugtiere treten sich diese leicht in die Hufe oder stoßen sich die Füße daran wund. Fahren die Tiere über Steine, so gibt ihnen der anprallende Wagen einen schmerzhaften Ruck. Man werfe also dergleichen nicht achtlos weg, damit man nicht schuldig wird an den Schmerzen armer Tiere. Bei dieser Gelegenheit möchten wir auch gleichzeitig die Unsitte rügen, Obstkerne oder -Schalen auf die Trottoirs zu werfen. Schon mancher glitt dadurch aus und wurde sein Leben lang unglücklich.

Ratgeber.

Hauswirtschaft.

Obstwein aus Aepfel oder Birnen, der sich mehrere Jahre halten soll, darf beim Keltern keinen Wasserzusatz bekommen; nur beim Haustrunk ist der Zusatz von Wasser gerechtfertigt, weil dieser bald getrunken wird. Die Wassermenge kann 10 bis 20 Liter auf 100 Kilogramm Obst betragen, unter der Bedingung, daß zirka 10 bis 12 Kilogramm Hutzucker pro Hektoliter Wasser beigesetzt werden.

Ein praktisches Küchenschränkchen. Aus einer alten, überflüssigen Kiste, die ungefähr einen Meter hoch und 50 bis 60 Zentimeter breit und ebenso tief ist, kann man sich ohne besondere Kosten ein recht nützliches Schränkchen selbst herstellen. Von einer kleineren, alten Kiste nimmt man die Seitenbretter und schneidet zwei Querbretter daraus oder man benützt für diesen Zweck einen Kistendeckel und legt die Bretter auf Leistchen, die an die Seitenwände der Kiste innen angenagelt werden. Der Deckel der Kiste bildet die Tür und wird durch zwei eiserne Bänder, die in jeder Eisenhandlung sehr billig zu haben sind, befestigt, ebenso kauft man einen kleinen Türverschluß. Nun beklebt man die Kiste mit Tapete, wovon ja fast in jedem Haushalte einige Reste vorhanden sind, oder man bezieht das Schränkchen mit Resten von möglichst dunklem Möbelkreton oder dergleichen und verziert es mit einigen kleinen Schmucknägeln. Oben belegt man das Schränkchen mit Wachstuch und benützt es dann gleichzeitig als Tisch. Unten hinein stellt man z. B. das Plätteisen, nebst Untersetzer, Vogelfutter und Vogelsand oder Putzkasten, Wichskasten, Flaschen mit Salmiakgeist, Terpentinöl, Fleckwasser usw.

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 89. Karlsruhe, Montag den 9. November 1908. 28. Jahrgang.

Blumenwahnsinn.

Unter den vielen Verrücktheiten und Exzentrizitäten, welche oft epidemieartig bestimmte Klassen, Bevölkerungsschichten und ganze Völker ergreifen, spielen die Blumenmanien keine geringe Rolle. Zurzeit herrscht in den Kreisen der oberen Zehntausend von Nordamerika die Orchideenverrücktheit. Besonders vollkommene Exemplare dieser seltsamen und zwar recht schönen Blume werden mit Tausenden von Dollars bezahlt. Die Rosenraserei in den Verfallszeiten Roms ist bekannt. Nun hat aber im 17. Jahrhundert eine Blumennarrheit ein ganzes Volk ergriffen. Wir meinen die Tulpenmanie in Holland.

Es war die Zeit, wo die holländische Republik gerade die höchste Blüte wirtschaftlicher Entwicklung hinter sich hatte. Der Uebermut des Goldes fing an, seine Wirkung zu tun. Bei der einfachen Szenerie der holländischen Landschaft war die Neigung zur Gartenkünsten gegeben. Die Verbindung mit den Kolonien erleichterte die Einführung exotischer Pflanzen. Für die sogenannte „Veredelung" der Flora war Holland gleichsam die klassische Szene. Wenn dadurch einerseits manche schätzbare Neuerung erzielt wurde, so lag andererseits die Gefahr nahe, daß die Kunst in Künstelei ausarte und schließlich nicht mehr die Anmut und Lieblichkeit, sondern die Kuriosität den Wert bestimme. Guter Geschmack ist ohnehin nicht allzu häufig ein Begleiter des Reichtums. Auf diese Wahrnehmung gründet sich Falkoner's Behauptung, bei Handelsvölkern sei am seltensten die Fähigkeit ausgebildet, die Schönheit zu erkennen. Es konnte nicht ausbleiben, daß auch in Holland da und dort die Begierde, mit dem durch Handelsglück erzeugten Ueberfluß zu prunken, zu protzigen Schaustellungen verführte. So sah man z. B. in einem Garten zu Broek einen mit Flaschen und Gläsern besetzten Tisch, ein großes Kriegsschiff, eine Hasenjagd und dergleichen mehr, alles aus Buchs geschnitten. Eine Geschmacklosigkeit war die Anpflanzung von weit ausgedehnten Blumenbeeten, deren Farbenfülle das Menschenauge nur verwirren, nicht fesseln konnte. Auch die Vorliebe der Holländer für Einleitung von Gräbern und Teichen mit stehendem Wasser tadelt Hirschfeld in seiner Theorie der Gartenkunst; die Gothen, spottet er, hätten nicht barbarischer zu Werke gehen können.

Die Farbenfülle bot den Holländern die Tulpe. „Die Rose, die Königin des Blumenreichs, wird mißachtet," klagt der holländische Humanist Schrevelius in seiner Beschreibung von Haarlem, „die Tulpe dagegen um so mehr überschätzt — die Nachwelt wird unsere Verirrungen kaum glaublich finden."

Und in der Tat erzielte diese Blume, welche nur durch ihre Farben sich auszeichnet, verhältnismäßig märchenhafte Preise. Am tollsten steigerte sich die Manie für sie in den Jahren 1634 bis 1637 in Amsterdam, Utrecht, Haarlem und einigen anderen holländischen Städten, in Haarlem gerade in der Zeit, da die Pest am furchtbarsten wütete. Manche Angaben mögen übertrieben sein, aber auch die wohl beglaubigten lesen sich heutzutage wie lächerliche Uebertreibung. Die Stadtkammerregister von Alkmaar bezeugen, daß im Jahr 1637 120 Tulpen zum Vorteil des Waisenhauses um 90 000 Gulden versteigert wurden. Der Botaniker Munting zog aus den Handelsregistern einige Preise für Tulpenzwiebeln aus, von denen nur derjenige für die Spielart Viceroi erwähnt sei. Es wurden für eine Zwiebel 2 Last Weizen, 4 Last Roggen, 4 fette Ochsen, 8 fette Schweine, 12 fette Schafe, 12 Oxhoft Wein, 4 Tonnen Bier, 2 Tonnen Butter, 10 Zentner Käse, ein vollständiges Bett, ein Kleid und ein silberner Becher, alles im Gesamtwert von 2500 Gulden, verschrieben. Die Spielart Semper Augustus — weiß mit Lackrot aus einem blauen Grunde bis zu oben fein proportionierlich und ebenmäßig geflammt, wie sie in Francisci „lustiger Schaubühne vielerhand Kuriositäten" beschrieben — kostete 2- bis 5000 Gulden, etwas niedriger im Preis standen die Spielarten Admiral van Eyck, Admiral Liefken, Schilder und andere. Für eine Zwiebel wurden einmal, wie Munting erzählt, 4600 Gulden verschrieben, und da sich der Verkäufer noch nicht begnügte, gab der Liebhaber eine neue, mit zwei Apfelschimmeln bespannte Kutsche dazu.

Aber es handelte sich bald nicht mehr um eine Befriedigung der launen reicher Liebhaber mehr, sondern um eine volkswirtschaftlich krankhafte Erscheinung, welche die ganze Bevölkerung ergriff.

Die Tulpen wurden Spekulationsobjekt. Es war, wie ein zeitgenössischer Schriftsteller sagte „ein blinde Kauffmannschaft, daß manche Blum an den zwantzigsten verkauft wurde, deren keiner die Blum jemahls gesehen." „Sie kaufen und verkaufen, was sie nicht besitzen," damit bezeichnet auch Schrevelius das neue Geschäft als „Fixen", als Terminhandel. Bei der Steigerung des Handels und der Häufung der Preisschwankungen wurde die Differenz der Kurse selbst zum Gegenstand des Handels gemacht, und diesem nur der Schein von Warenverkaufsgeschäften gegeben.

Dieser Gesichtspunkt ist festzuhalten. Es ist deshalb im ganzen und großen unrichtig, von einer Tulpenmanie — der französische Dichter Menage, ein Zeitgenosse Racines soll zuerst das Wort Tulipomanie gebraucht haben, — zu sprechen, denn nicht um den Besitz der Tulpe handelt es sich, — in diesem Falle hätte der Preis nicht steigen, sondern fallen müssen. „Macht die Produkte der Landwirtschaft teurer, wenn ihr sie wohlfeiler haben wollt," sagt Young, und mit Recht, denn stärkerer Konsum bewirkt stärkere Produktion, und die Tulpe ist so gut wie der Spargel ein Produkt der Landwirtschaft im weiteren Sinn des Worts. Wo es viel Personen gibt, die Spargel essen wollen und bezahlen können, werden viele Spargelbeete angelegt, und der Preis fällt. Auf gleiche Weise würden binnen kurzem in Holland ganze Tulpenplantagen entstanden sein, und nach wenigen Jahren würden alle Liebhaber für weit niedrigere Preise Blumen haben kaufen können. Allein dies traf nicht ein, weil eben der Schornsteinfeger, der seinen Besen wegwarf, nicht Gärtner, sondern Händler wurde. Aus weiter Ferne würde man Zwiebeln verschrieben, nach Cappadocien und Thracien würde der hohe Preis die Leute gejagt haben, um Zwiebeln zu holen, dagegen zechte der Tulpenhändler gelassen in der heimatlichen Schenke, ohne an so mühevolle Beutezüge zu denken. Ehe nur überhaupt der Tulpenflor aufblühte, waren mehr Zwiebeln erhandelt und verhandelt, als alle Gärten Hollands aufzuweisen hatten, und obwohl der Semper Augustus nur in zwei Exemplaren zu Amsterdam und Haarlem vorhanden gewesen sein soll, so wurde doch keine Art öfter gekauft und verkauft als diese.

Ein unglaublicher Spieltaumel ergriff Alt und Jung. Bettler fingen an, auf Tulpen zu bieten, die viele Tausende kosten sollten, Edelleute und Bauern, Matrosen und Holzträger, Weber und Waffenschmiede verließen ihre gewohnte Beschäftigung, um Tulpenhandel zu treiben. Es lief dabei nicht viel Geld um, alles ging auf Borg und auf „Lieferung in der Tulpenzeit, welche irgend ein vier Wochen wehret". Alle schlimmen Folgen einer Erschütterung der Ordnung des Handelsverkehrs stellten sich ein. „Was für Praktiken, Betriegerey und Vervortheilung unter dieser Kauffmannschaft ist fürgelauffen," sagt van Meteren, „kann ein Jeder leichtlich gedenken."

Ein unbedeutender Zufall führte die Krisis herbei, die ohne ihn freilich nur verzögert, niemals aufgehalten worden wäre.

In Haarlem war zu Anfang des Jahres 1637 große Tulpenbörse. Da fiel plötzlich der Kurs einer beliebten Gattung um mehrere hundert Gulden. Das Gerücht verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt und erregte in allen beteiligten Kreisen Bestürzung und Furcht. Die

kleinen Leute wollten nun ihr Kapital retten, indem sie rasch Barzahlungen verlangten, dies hatte unvermeidlich ein Sinken aller Kurse und eine Panik auch in allen anderen Städten Hollands zur Folge. Die wirklichen Tulpenzüchter wollten die vor kurzem so kostbaren Zwiebeln in natura abliefern, aber niemand wollte sie annehmen. Sobald einmal der windige Handel in seinem wahren Charakter erkannt war, mußte er ein Ende nehmen, ein Ende mit Schrecken. Alle Symptome des Bankrotts zeigten sich im ganzen Lande, wie sie ein Jahrhundert später bei dem Aktienschwindel der Law'schen Companie in Frankreich sich wiederholten. Die Träume von fabelhaften Reichtümern zerrannen, Angst und Trauer bemächtigten sich der Gemüter, der Anruf der Gerichte war erfolglos, die Resignation eine Notwendigkeit, kein Trost.

Zwar wurde ein Versuch gemacht, die Krisis abzuwenden oder doch in engeren Schranken zu halten. Eine Anzahl der angesehensten Blumisten trat am 24. Februar 1637 in Amsterdam zusammen; es wurde verabredet, daß alle Kontrakte, die vor dem 30. November 1636 geschlossen waren, unverbrüchlich gehalten werden, neuere aber gegen eine Entschädigung von zehn Prozent für die Händler außer Rechtskraft gesetzt werden sollten.

Allein es war nicht mehr möglich, die Katastrophe aufzuhalten, der Kredit der neuen Gesellschaft selbst war allzusehr erschüttert, als daß ihr Ausspruch Beachtung gefunden hätte. Nun riefen die in ihrer Existenz Bedrohten Staatshilfe an, aber die Generalstaaten weigerten sich, das Schwindelgeschäft durch obrigkeitlichen Schutz gleichsam zu sanktionieren. Zwar erklärte ein Edikt vom 27. April 1637 vorläufig, d. h. bis zum Ausgang amtlicher Untersuchung, alle Kontrakte für gültig; die Verkäufer sollten ihre Tulpen den Kontrahenten anbieten und, falls diese die Annahme verweigerten, ihre Ware entweder aufbewahren oder anderweitig verkaufen und sich des Schadens wegen an die ersten Kontrahenten halten. Da aber kaum zu erwarten stand, daß sich die Obrigkeit definitiv für Gültigkeit der Kontrakte aussprechen werde, so gerechte die provisorische Erklärung keineswegs zur Beruhigung. Die Käufer weigerten sich, ihren Verbindlichkeiten nachzukommen, der Prozeß führte nur um so sicherer zum Bankrott, man schätzte sich schließlich glücklich, wenn man durch Vergleiche 5 oder 6 Prozent rettete.

So endete eine der tollsten Episoden in der Geschichte des holländischen Welthandels. Blumenwahnsinn — Goldwahnsinn!

Der Paradiesfisch.

Ein kleines Wundertier ist der Paradiesfisch, ein direkt liebenswürdiges Lebewesen. Klein, zierlich und von einer Farbenpracht, die man sich unmöglich vorstellen kann. Mit dem zoologischen Namen macropus venustus. Es ist der beliebteste Aquarienfisch. Die Natur hat an diesem Tierchen all ihren Farbenreichtum verschwendet und ihm eine Zutraulichkeit gegeben, wie sie kein anderer Fisch besitzt. Der lange, breite Schweif gleicht ganz dem des Pfauen, der Körper schimmert in gelb, blau und rot mit stahlgrünen Querstreifen, die Kiemenränder sind orangefarbig, die langen Flossen grünlich-blau, der Bauch hellgelb bis braun. Das Tier ist nur fingerlang, das Weibchen kenntlich an kleineren Flossen und matteren Farben, und kein Fisch ist so intelligent und zahm, wie dieser und so bequem zu halten. Der Großflosser stammt aus den warmen Gewässern Südchinas und hat labyrinthförmige Schlundknochen, sodaß er nicht nötig hat, den Sauerstoff des Wassers zu verzehren, sondern die an der Oberfläche geholte Luft mit ins Wasser nimmt. Infolgedessen bedarf er eigentlich niemals eines Wasserwechsels, der bei den Aquarien so lästig wird. Das Wasser kann und soll sogar lauwarm sein, niemals unter 15 Grad Reaumur, und kann man nach meinen eigenen Versuchen einfach warmes und kaltes Wasser zusammentun, um im Winter den nötigen Grad zu erhalten.

Je heller die Sonnenstrahlen ins Wasser fallen, desto wohler ist es dem Großflosser. Er schwimmt nicht nur geradeaus, sondern rückwärts, seitwärts; der Kopf, die Augen, alles ist beweglich und drückt sichtlich die Leidenschaften aus, wie Liebe, Eifersucht, Zorn, Furcht. Stehen sich mehrere gegenüber, so erkennt man leicht, ob sie spielen oder ernstlich kämpfen; in beiden Fällen treten die Farben besonders stark hervor, das ganze Flossenwerk fibriert und spreizt sich, die abstehenden Kiemendeckel deuten an, ob Kampflust sie erfüllt und dann führen sie gleich Hähnen Stöße gegeneinander, bis der schwächere Reißaus nimmt. Freilich können wegen der Wassertemperatur nicht alle Fische mit den Großflossern zusammenleben, sondern meist nur die Schlammbewohner Deutschlands, aber auch diese sind während der Laichzeit des kleinen, buntfarbigen Raubtiers nicht vor schlimmen Verletzungen sicher und werden besser entfernt, auch schon darum, weil sie das Brutnest des Makropoden stören.

Sind mehrere Großflosser zusammen, so spielt der größte den Schiedsrichter und treibt die Streitenden stets auseinander. Die Farbenpracht geht im Winter zurück und kehrt mit dem Frühlinge wieder, aber das Tier entfärbt sich auch, wenn ihm sein Gefährte genommen wird oder wenn es von einem stärkeren besiegt wird.

Die Lebensfähigkeit der Paradiesfischchen ist geradezu wunderbar: Matte, der bekannte Naturforscher, hat in einem kleinen Behälter mit ca. 3 Liter Inhalt ein Paar 14 Wochen lang in fauligem Wasser gehalten und die Tiere blieben munter wie zuvor, weil sie sich die nötige Luft einfach durch Auftauchen holten und ihre Kiemengebilde als Reservoirs für dieselbe dienten. An Wasserpflanzen ist die Wasserpest, das untergetauchte Hornkraut und besser noch die valisneria spiralis zu empfehlen, welche eine Menge Infusorien, sowie Sauerstoff zur Erhaltung der Fische erzeugen und den Unrat derselben verbrauchen.

Ende Juni beginnt die Paarungszeit; die Männchen umkreisen die Weibchen stets lebhafter und beginnen ihr Nest zu bauen, indem sie immerfort auftauchen, kleine Luftblasen verschlucken und unten, mit Schleim vermischt, wieder ausspeien, wodurch eine Schaumdecke von fünf bis sechs Centimeter Breite und zwei Centimeter Höhe entsteht, manchmal auch in Gestalt einer halben Nuß. Hierauf folgt die eigentliche, hochinteressante Paarung; die Eier speit das Männchen nachher in jene Schaumhülle hinein, verteilt dieselben und bewacht fortan den Laich vor der Gefräßigkeit des Weibchens, welches unablässig zurückgetrieben wird. Schon nach drei Tagen erkennt man die Jungen, welche auch bald aus dem Neste wollen und vom Männchen mit dem Maule wieder aufgefangen werden. Oft packt es sogar mehrere der Flüchtlinge auf einmal und sperrt sie wieder ein, um sie vor dem Weibchen zu retten. Nach 10 bis 12 Tagen sind die Kleinen schon selbständig und nun ist es Zeit, die Alten zu entfernen, denn jetzt beteiligt sich auch das Männchen an dem Vertilgen der Jungen, weshalb man für das alte Paar einen anderen Behälter haben muß, worin sie das Nistgeschäft nach drei Wochen fortsetzen. Das Laichen wiederholt sich bis Mitte September mehrmals, der jedesmalige Wurf mag an tausend Eier betragen, doch gehen sehr viele zugrunde infolge von Pilzbildungen im Wasser. Man füttert die Jungen erst, wenn sie zwei bis drei Centimeter groß sind und dann nur mit sehr wenig Milch von ausgequetschten Ameiseneiern. Erst später erhalten sie die obengedachte Nahrung der Alten. Fortpflanzungsfähig sind manche schon mit einem Jahre, meist aber erst mit zwei Jahren.

Aus allen Gebieten.

Naturwissenschaft.

Der primitive Mensch. Ohne ein Studium der niederen Stufe des Primitivmenschen können wir unseren eigenen Zustand nicht verstehen, denn mit eisernen Klammern ist die Gegenwart an unsere niedere Vergangenheit gebunden, als unsere Ahnen einfache Jäger waren, die mit rohesten Steinwerkzeugen gewaltige Jagdbeute erlegten. Mitten in unsere scheinbar hohe Kulturwelt ragen die alten Zustände noch hinein und offenbaren sich in Bestialitäten und Borniertheiten, die zu dem Homo sapiens schlecht passen. Die Konsequenzen einer paläontologischen Betrachtungsweise beschränken sich nicht auf das Körperliche, sie betreffen auch das Kulturelle, das Geistige und das Psychische. Der Forscher kommt zu dem Urteil, daß der primitive Mensch weder als schlecht noch als dumm bezeichnet werden darf, wenn er auch einem Unkundigen so erscheinen könnte. Die Australier sind enorm entwicklungsfähig, es wird ihnen nur nicht das Verständnis und die Hilfe zuteil, um den ungeheuren Sprung aus altsteinzeitlicher Naivität in die moderne Kultur ungefährdet ausführen zu können. Die Europäer-Kinder wiederholen den „primitiven Menschen" in vielen ihrer Beschäftigungen, Neigungen, Fehler und Tugenden. Mit dem Begriff des Unrechts und der Sünde muß man beim primitiven Menschen vorsichtig sein, manches, was so erscheint, ist nur ein niederer Zustand, eine Unfähigkeit. So ist die Scheidung des Wirklichen von dem Eingebildeten anfangs sehr schwer, so lange wie bei den Australiern die Träume für Wahrheit gehalten werden; daher darf der Hang zum Lügen weder bei Australiern noch bei Europäer-Kindern zu tragisch genommen werden. Anders steht es mit dem Diebstahl, der dem Urmenschen fremd ist; Treue und Halten von Versprechen, gegenseitige Liebe innerhalb der Gemeinschaft und der Horde, Pietät vor dem Alter und vor den Toten sind Fundamentaltugenden der Menschheit. Aus dem Traumleben ist der Glaube an die Unabhängigkeit der Seele vom Körper und daher die Idee der Unsterblichkeit als ein uralter Besitz der Menschheit zu erklären. Die Sorgfalt der Bestattung zeigte sich auch bei dem Neandertalmenschen, der in Schlummerstellung auf Feuersteinplatten gebettet war. Der primitive Mensch, unser Ahne, ist als ein hochstehendes Wesen zu schätzen, das in mancher Hinsicht an Kraft der Individualität und Kampfesmut seinen Epigonen der Kultur überlegen war.

Aus dem Tierreich.

Vogelarchitekten. Ueber die allerersten Beobachtungen der aus dem Paarungstrieb entspringenden Bautätigkeit der australischen Lauben- oder Gärtnervögel wird jetzt bekannt, daß sie schon zu Mitte des vorigen Jahrhunderts von einem in Sidney wohnenden Kaufmann gemacht wurden, der von Zeit zu Zeit Reisen ins Inland machte. Seine Mitteilungen waren jedoch derart übertrieben, daß sie vor der exakten Forschung nicht Stand halten konnten. Immerhin bleibt des Wunderbaren genug übrig bei den kleinen Liebestempeln des Laubenvogels. In den üppigen, dicht belaubten Gebüschen an der Moretonbai und im Cedernghölz der Liverpool-Ebene, dann später innerhalb der Dickichte des schönen Urwaldes der Ausläufer des Arfalgebirges fanden Naturforscher zuerst solche Wunderbauten. Ganz in der Nähe des Fußpfades, erzählt Beccari, befand ich mich dem schönsten Werke gegenüber, welches je von einem Tiere errichtet worden. Es war eine Hütte inmitten einer mit Blumen geschmückten Aue; das Ganze ein Prachtbau im Kleinen. Der schmucklose Laubenvogel, dessen Wert ich hier sah, wählt eine flache Stelle und stellt um eine kleine Staude aus feinem Erdmoose einen Kegel vom Umfange einer Spanne am Grunde her. Auf der Spitze dieses Mittelpfeilers stützt sich das ganze Gebäude, dessen Höhe etwa einen halben Meter erreicht. Von der Spitze des Pfeilers gleichsam ausstrahlend werden Reiser und Halme so angebracht, daß sie mit dem einen Ende den Pfeiler, mit dem andern den Boden berühren und so eine kegelförmige Hütte bilden. Das Dach wird fest und für den Regen undurchdringlich geflochten. Der Bau mißt im Umfange etwa einen Meter und die Vorderseite ist offen. Als hauptsächlichsten Baustoff verwenden die Vögel die feinen und geraden Stengel einer Orchidee, welche in dichten Büscheln auf den bemoosten Zweigen alter großer Bäume wächst. Nun aber begnügt sich der gefiederte Baumeister nicht bloß mit der Errichtung dieser Hütte, sondern er legt vor derselben auch einen Garten an. Dieser bildet einen freien, bedeutend größeren Raum, als die Laube selbst. Aus weichem Moose wird eine Wiese oder ein grüner Teppich hergestellt, auf welchem Blumen und Früchte von lebhaften Farben so regelmäßig umhergestreut liegen, daß sie in der Tat ein Ziergärtchen bilden.

Mit dieser Ausschmückung begnügen sich die Vögel aber noch nicht, sondern sie suchen auch noch allerlei andere Dinge zum Schmuck zusammen, so die bunten Federn der dort lebenden ungemein farbenprächtigen Sittiche und anderer Papageien, bunte Muscheln, Schneckengehäuse, gebleichte kleine Knochen, bunte Steinchen u. a. m., ja, man behauptet sogar, wenn in der weiten Umgebung irgend ein auffallender Gegenstand, ein Ring, Knopf, eine Nadel oder dergleichen, verloren gehe, so sei er sicherlich beim Laubenvogel wieder zu finden.

Am seltsamsten erscheint es nun aber, daß die ganze Anlage selber für keinen anderen Zweck als den des Vergnügens und der Liebe errichtet wird. Man hat behauptet, daß diese hochinteressanten Vögel auch sprachbegabt seien, weil sie eine Papageienart sind. Es hat sich aber herausgestellt, daß die Annahme irrig ist.

Allerlei.

Ein Rekordtag Bryans. Eine einzig dastehende Rekordleistung hat Bryan, der amerikanische Präsidentschaftskandidat, wie im „Standard" zu lesen ist, am 26. Oktober erzielt. Er legte sich um 12 Uhr nachts schlafen, stand um halb 6 Uhr morgens auf, erledigte den Einlauf an Briefen, fuhr nach Jersey City und kam einige Sekunden zu spät zum 7 Uhr-Zuge nach Paterson. Er mietete darum ein Auto und war um 9 Uhr in Paterson. Dort redete er bei strömendem Regen unter freiem Himmel zu einer Volksmenge von 20 000 Personen, kehrte nach Newyork City zurück, wo er um halb 12 Uhr im Waldorf Astoria vor einem Verein demokratischer Frauen sprach. Zwei begeisterte Damen umarmten und küßten Bryan, der dabei errötete und zum erstenmale im Wahlkampf seine gewohnte Sicherheit verlor. Eine dritte Dame ging mit der gleichen Absicht auf ihn los und noch mehrere andere traten hervor, aber Bryan beugte weiteren Küssen dadurch vor, daß er sich hinter seine Frau zurückzog, deren vorher unbemerkte Anwesenheit die Damen von weiteren Taten abhielt. Dann machte Bryan eine Rundfahrt durch die Vorstädte. Er war um halb 1 Uhr in Yonkers, um halb 2 Uhr in White Plains, um halb 3 Uhr in Port Chester, um halb 4 Uhr in New Rochelle, um halb 6 Uhr in Mount Vernan. Um 6 Uhr war er in Newyork City zurück zu einem Empfang im National Democratic Club; dann folgte ein feierlicher Zug nach Hamilton Fish Park, wo er um halb 8 Uhr anlangte. Um 8 Uhr war er bei der Cooper Union, um halb 9 Uhr im Palmengarten in der dritten Avenue, um 9 Uhr im Maddison Square, um Mitternacht bei einer Versammlung in der fünften Straße und zum Schluß um 3 Uhr morgens bei einer Versammlung in dem City Hall Park. Um 4 Uhr morgens konnte er sich glücklich schlafen legen nach einem Tagewerk von 22½ Stunden.

Das Tabakrauchen. Wann „das Rauchen erfunden" worden ist, läßt sich schwer feststellen. Schon im Altertum gab es Völker, die sich durch das Einsaugen des Rauches durch Rohre betäubende Verzückungen verschafften; so ließen sich die alten Gallier und Germanen durch den Dampf von verbranntem Hanf erregen und es ist nicht unmöglich, daß die alten Babylonier, von denen es Herodot berichtet, auch schon den Tabak gekannt haben. In den Gesichtskreis der Kulturvölker trat das berauschende Kraut jedenfalls erst, als Kolumbus die neue Welt betrat und sein treuer Matrose Sancho der erste christliche Tabakraucher wurde. Die Eingeborenen hüllten sich in ganze Wolken des getrockneten Krautes, das in ein Reisblatt gewickelt an einem Ende angezündet und am anderen in den Mund genommen wurde, also ganz unserer Zigarre entsprach. Das Rauchen war ihnen von dem großen Geist aus der Sonne als ein Geschenk gebracht worden. Der Mönch Romana Pana, der Kolumbus auf seiner zweiten Expedition begleitete, gab die erste Beschreibung der Tabakpflanze und der „wunderlichen Angewohnheit des Tabaktrunkens". Er schrieb dem Tabak ungewöhnliche Heilkräfte zu und zunächst wird die Pflanze nur als unfehlbare Medizin gegen Leiden aller Art gebraucht. Doch die Medizin schmeckte bald zu gut, als daß sich die Gesunden dieses Vorrecht der Kranken nicht auch erobert hätten. Im Anfang des 17. Jahrhunderts kam das Rauchen in Frankreich in Mode und griff unter Ludwig XIV. so um sich, daß ein wilder Federkrieg zwischen Tabakfreunden und Tabakgegnern entbrannte, Moliere die Schale seines Spottes über die „Dampffresser" ausgoß und sich Boileau mit Entsetzen von den „Küssen voll von Tabak" abwandte. Ludwig XIV. ließ Tabak unter das Kriegsvolk verteilen und jeden Soldaten mit Rauchgerät versehen; auch die Damen, vornehme und geringe, fosteten in reichen Mengen von dem neuen Gift. Wettkämpfe wurden veranstaltet und Sieger war der, der die schönste Pfeife besaß und täglich am meisten daraus rauchte. Bald wurden zahllose „Tabakhäuser" eröffnet, die das höchste Aergernis der Gutgesinnten erregten und in denen doch hoch und niedrig „als fauler Stinker inmitten des stinkenden Qualmes" voll Behagen seine Zeit verbrachte. Viele Raucher „tranken" täglich zwanzig Pfeifen; schon Kinder von sechs und sieben Jahren saßen bei Tisch mit Pfeifen im Munde. Tagelöhner ließen Frau und Kinder verarmen, während sie selbst sich mit Rauch sättigten". So klagt ein Sittenprediger jener Tage. Entstand doch sogar 1699 in Haarlem des Rauchens wegen ein Aufruhr